

■ Microhistory and the Picaresque Novel

Binne de Haan/Konstantin Mierau (Hg.), Microhistory and the Picaresque Novel. A First Exploration into Commensurable Perspectives, Newcastle upon Tyne (Cambridge Scholars Publishing) 2014, 138 S., £ 39,99

Mikrogeschichte und Schelmenroman – wie passt das zusammen? Soll man an Faktualität als ein leitendes Kriterium der Geschichtswissenschaft, Fiktivität als ein konstitutives Moment der Literatur denken? Das Stichwort der Mikrogeschichte macht sogleich klar: Bei einer solchen sehr allgemein bleibenden Verhältnisbestimmung, die zumindest seit den Arbeiten etwa von Hayden White nicht mehr überzeugt, will der Band nicht stehen bleiben. Wie die Einleitung und mehrere Beiträge betonen, steht Mikrogeschichte für das Hinterfragen gängiger Geschichtserzählungen, für Kritik an einer Ausblendung großer Teile der Bevölkerung aus solchen *Grand Narratives* und für ein Konzept von historischen AkteurInnen, das nicht auf Eliten beschränkt ist. Dass die Geschichtswissenschaft wiederum mit Konstruktionen arbeitet, die methodisch sorgfältig reflektiert werden müssen, hat gerade die Mikrogeschichte stets als ein Hauptanliegen diskutiert.

Am Beispiel der Figuren Menocchio und Guzmán de Alfarache stellen die Herausgeber in der Einleitung das Problem vor, mit dem sich die Beiträge befassen. Gemeinsamer Ausgangspunkt von der Literaturwissenschaft her ist die Figur des Guzmán de Alfarache, die im Schelmenroman in der Ich-Form und mit einer ausgefeilten literarischen Subjektivität gestaltet wird. Autoren wie Mateo Alemán (1547-1613), die meist

der kulturellen Elite angehörten, führten in dieser literarischen Form seit dem 16. Jahrhundert Diskurse über unechte Armut – ein großes Thema der Frühen Neuzeit überhaupt. Anhand der *pícaro*-Figur geht es nun um historische Kontextualisierung als ein methodisches Problem.

Schelmenromane werden von WissenschaftlerInnen vielfach direkt auf eine makrohistorische Ebene bezogen. So werden sie als direkte sozialhistorische Quellen zu marginalisierten sozialen Gruppen konstruiert, die hier zudem eine eigene Stimme zu finden scheinen, und zugleich als Belege für historische Makro-Prozesse eingesetzt. Ignoriert werden bei diesem Verfahren die Partikularität der *pícaro*-Figur ebenso wie die Perspektiven und Schreibstrategien der jeweiligen Autoren, durch die die fiktive Figur ja erst konstituiert wird. Die Frage des Bandes richtet sich nun darauf, wie diese literarische Figur historisch kontextualisiert werden kann, ohne sie sogleich mit realen marginalisierten Gruppen zu identifizieren und als deren Repräsentanten zu generalisieren.

Beabsichtigt ist also ein Dialog von Geschichts- und Literaturwissenschaften, der ein konkretes Problem ins Auge fassen soll. Die gesuchte gemeinsame Ebene dafür findet sich über eine akteurzentrierte Perspektive, worin sich die Mikrogeschichte mit verschiedenen biographischen Praktiken trifft. Der Müller Menocchio, eine reale und entschieden außergewöhnliche historische Person des 16. Jahrhunderts, kann, wie Carlo Ginzburg 1973 in einer großen mikrohistorischen Studie gezeigt hat, gerade in seiner Partikularität allgemeine Verhältnisse sichtbar machen. Denn gesellschaftliche Strukturen stellen die Rahmenbedingungen für Möglichkeiten und Grenzen des Handelns dar. Diese aufwändige Rekonstruktion kann allerdings nur mit den Methoden einer mikrohistorischen Kontextualisierung geleistet werden und muss begleitet sein von ausdrücklich zu stellenden Fragen nach *agency* im Sinne von realen und zugeschriebenen Handlungsmöglichkeiten.

Grundlage des Dialogs für beide Disziplinen ist sodann ein weiterer gemeinsamer methodischer Ansatzpunkt, der die Schreibstrategien, Schreibmuster und Schreibsituationen der untersuchten Texte nicht übergeht, sondern in den Vordergrund rückt: Die jeweiligen Praktiken der Repräsentation in Texten unterschiedlicher Art müssen berücksichtigt und genau untersucht werden. Das gilt in Bezug auf *pícaro*-Figuren wie Guzmán genauso wie in Bezug auf reale Personen wie Menocchio oder für die zahlreichen Vagabunden, müßigen Bettler und Delinquenten der Frühen Neuzeit.

Während die Mikrogeschichte sich bisher überwiegend mit ländlichen Kontexten befasst hat, bildet in diesem Band die Stadt den gemeinsamen Rahmen für die sechs Beiträge, die von zwei Sozial- und Mikrohistorikern, zwei Vertretern der *Biography Studies* und zwei Literaturwissenschaftlern verfasst wurden. Der schmale Band enthält gerade mit seinem problemorientierten Fokus ein großes Potential an Anregungen auch für historische Forschungen. Die einzelnen Beiträge sollen daher vor allem in methodischer Hinsicht genauer gewürdigt werden.

Der erste Beitrag stammt von Giovanni Levi, einem der Pioniere mikrohistorischen Arbeitens und Denkens. Levi beginnt seinen kurzen und prägnanten Text mit dem Hinweis auf Unterschiede zwischen historischer Wissenschaft mit ihrem realitätsorientierten Wahrheitsbegriff und dokumentbasierten Verfahrensregeln einerseits und Literatur andererseits. Vor diesem Hintergrund stellt er die Frage, was HistorikerInnen von einer literarischen Gattung wie dem Schelmenroman lernen könnten. Im Unterschied zu anderen Verhaltenswissenschaften seien wesentliche Annahmen bisher nicht in Frage gestellt worden: nämlich die Rationalität menschlicher Entscheidungen, die Linearität von Biographien, der selbstgewisse Autoritarismus der eigenen Diskurse und schließlich der Rest-Positivismus, der eine scheinbar »wissenschaftlichere« Quantifizierung einer Wissenschaft der Werte und Relationen gegenüberstellt.

In dieser Situation kann ein genauer Blick auf die pikareske Literatur mit ihren experimentellen und provozierenden Freiheiten für die Geschichtswissenschaft dadurch nützlich sein, dass sie Aufmerksamkeit für Fragen des Lesens und Darstellens von Realität weckt, für Probleme, die HistorikerInnen noch unzureichend bearbeitet haben und die sie bearbeiten müssen, wenngleich sie die Lösungen in ihren eigenen Kategorien zu finden haben. Levi benennt etwa die Aufwendung einer erheblichen erzählerischen Energie für Orte und Objekte als Kontextelemente, die für historische AkteurInnen und Handlungen relevant sind, und problematisiert damit die Dokumentation dessen, was keine Dokumente hinterlässt. Schließlich hebt er besonders die narrative Form mit dem Ziel des Erstaunens und des Vergnügens seitens der LeserInnen hervor und damit die Suche nach dem Ungewöhnlichen und dem Unerwarteten. Spätestens hier fällt die Analogie zur Mikrogeschichte auch direkt ins Auge, wird doch auch von ihr die Notwendigkeit des *defamiliarizing* unterstrichen.

Matti Peltonen befasst sich mit dem Thema der Marginalität, das der Mikrogeschichte nicht zuletzt unter polemischen Gesichtspunkten oft in überspitzter Form zugeschrieben wurde. In der Betonung von Marginalität in Bezug auf historische AkteurInnen, Lebensbereiche und Handlungsfelder sieht Peltonen einen veränderten Fokus der Geschichtswissenschaft, der die etablierten Zugänge zu Geschichte ebenso wie Geschichtsdarstellungen berührt und in Frage stellt. Entsprechend diskutiert er mit der Mikrogeschichte geschichtstheoretische Überlegungen zu Narrativität. Betrachtet werden dabei unterschiedliche Ebenen von Narrativen als Teil der Frage nach mikrohistorischer Praxis und der historischen Kontextualisierung der Protagonisten pikaresker Romane. Nicht erörtert werden bei Peltonen die Positionen, die von MikrohistorikerInnen selbst vertreten werden, d. h. die jeweils artikulierten Forschungsziele. Mikrohistorische Untersuchungen zu Personen wie Me-

nocchio erfolgen ja nicht mit der Absicht, eine heraus- und überragende historische Bedeutung solcher einzelnen historischen AkteurInnen zu postulieren. So wie es auch Giovanni Levi in seinem Beitrag formuliert, geht es in mikrohistorischen Arbeiten um problemorientierte Untersuchungen, die aus einer veränderten wissenschaftlichen Perspektive die Gesellschaft insgesamt mit ihren Hierarchien und Machtverhältnissen in den Blick nehmen, nicht aber um eine bloße Auf- und Umwertung des Marginalen an sich. Die Frage des Neudenkens von Geschichte und von Geschichtserzählungen, die sich aus einer veränderten Perspektive auf Marginales und Zentrales ergibt, ist in diesem Beitrag deutlich formuliert und bleibt als zu bearbeitendes Problem im Raum stehen.

Robert Folger diskutiert in seinem Beitrag die Darstellung von Stadt in pikaresken Romanen. Einleitend stellt er fest, dass die Thematisierung der Stadt als Bühne narrativer Darstellungen und das Auftauchen von Subalternen auf diesen städtischen Bühnen grundsätzlich ein zentrales Moment pikaresker Romane ist. Die meisten Autoren nahmen demnach die Stadt als einen chaotischen Raum wahr, gefährlich für physisches und religiöses Gedeihen. Es ergibt sich mit diesen Romanen ein Einblick in die kulturell bestimmte Konstruktion der Stadt als umkämpfter und konflikthafter Raum. An zwei pikaresken Texten diskutiert er die Thematisierung des sozialen Raums in der Stadt: an dem zumindest teilweise autobiographischen Roman *La vida y hechos de Estebanillo Gonzalez*, 1645, und an dem literarisch-fiktionalen Roman von Francisco de Quevedos *La vida del Buscón*, 1626. Folger argumentiert, dass die Darstellung des sozialen Raums in einem nur teilweise an reale Momente gebundenen Text in geringerem Maße möglich sei als in einem durchgängig fiktionalen Text. Diese auch für HistorikerInnen interessante These bleibt allerdings ohne Begründung. Ausgangspunkt für Folgers Analyse ist Foucaults Konzept der Heterotopie – reale Orte meinent, die zugleich als aktualisierte Utopien

eine Widerspiegelung oder ein Gegenbild des Ganzen der Gesellschaft darstellen. Folger kontrastiert partikulare, zum Teil subalterne heterotope Räume (etwa einer *pícaro*-Gang in Madrid) mit dem sozialen Raum Stadt als Ganzem. Es geht ihm also nicht darum, das Partikulare als Test zu betrachten, mit dem die vorhandenen Narrative des Ganzen geprüft werden können. Damit kann der Beitrag interessante und wichtige Fragen nach sozialem Raum aus konfligierenden Perspektiven aufwerfen. Methodisch bleibt er indes an den vorab gewählten theoretischen Konzepten als Postulaten haften. Daraus ergibt sich eine analytische Vagheit. So bleiben etwa wichtige Aspekte wie die *agency* von Figuren analytisch ungenutzt. Ungenutzt bleibt auch genau die präzise, mikrohistorisch orientierte Kontextualisierung, die die Herausgeber sich eigentlich für diesen Band gewünscht hatten.

Hans Renders befasst sich in seinem Beitrag mit der historiographischen Praxis der biographischen Rekonstruktion. Als Problem formuliert er, dass Biographien oft nur etablierte Narrative durch Erzählung des Kleinen bestätigen, d. h. ihr Material als bloße Illustration in bestehende Geschichtserzählungen einfügen. Überwiegend, so betont er, würden Biographien von Insidern geschrieben (Katholiken über Katholiken etc.) und von einer Perspektive auf Konformität der historischen AkteurInnen geprägt. Stattdessen sollten partikulare Fälle genutzt werden, um solche etablierten Narrative und Vorstellungen vom »Ganzen« zu testen – so eine zentrale Forderung des Beitrags. Für BiographInnen ist es aus diesem Grunde wichtig, sich weniger um RepräsentantInnen als um marginale Personen zu kümmern, weil die damit verbundene *agency*-Perspektive etablierte historische Erklärungen in Frage zu stellen geeignet ist. Die Schicksale der Einzelnen seien nicht von einer größeren sozialen Einheit – soziale Gruppe, Stadt, Nation – determiniert. Passender sei das Konzept des »normalen Exceptionellen«. Es lehre etwas über soziale Beziehungen und über die Handlungsräume konkreter historischer Ak-

teurInnen. Mit dem Nachdruck auf ergebnisoffenem Arbeiten adaptiert Renders hier mikrohistorische Überlegungen und Verfahrensweisen für Biographien.

Binne de Haan befasst sich mit biographischen und mikrohistorischen Forschungsansätzen zur Stadtgeschichte. Da die Mikrogeschichte sich bisher überwiegend mit ländlichen AkteurInnen und Räumen beschäftigt hat, ist mit städtischen AkteurInnen und Räumen noch weitgehend Neuland zu erschließen. De Haan betont bei diesen Ansätzen insbesondere die disziplinäre Vielfalt des Forschungsfeldes. Im Vordergrund steht für ihn das Stichwort der Erfahrung städtischen Lebens – ein Konzept, das allerdings von HistorikerInnen oft als zu vage erachtet wird. Mit der Orientierung an *agency*, Alltag und Praktiken lasse sich ein gemeinsamer Bezugsrahmen sowohl für pikarische Figuren als auch für reale historische AkteurInnen in Bezug auf Stadt-Erfahrungen herstellen. Der Beitrag regt von Seiten der *Biography Studies* an, sowohl biographische Ansätze und Methoden als auch Stadtgeschichte konsequent mikrohistorisch anzulegen und zu reflektieren, damit auch von hier aus Narrative und Konzepte geprüft, vertieft und weiter entwickelt werden können. De Haan adaptiert mikrohistorische Fragestellungen und Verfahrensweisen insbesondere in einer biographieorientierten Variante gezielt für stadtgeschichtliche Studien, bei denen literarisch-fiktionale wie faktuale Texte in dieser breiten Matrix nebeneinander platziert werden können.

Konstantin Mierau befasst sich mit Klatsch und Gerede in einer pikarischen Kurzgeschichte von Gonzalo de Céspedes y Meneses (*Los dos Mendozas*, 1623). Die Frage der Kontextualisierung der *pícaro*-Texte beziehungsweise der durch sie vorgetragenen literarischen Sprechakte wird in diesem Band nur bei Mierau näher thematisiert, bleibt also, wie die Einleitung zu Recht betont hatte, als ein wichtiges Forschungsthema noch genauer zu bearbeiten. Mierau liefert dafür ein Lehrstück. Er nimmt eine

doppelte Kontextualisierung vor: erstens literarisch, den Rahmen, die Erzählerfigur und deren autorisierende Qualitäten betreffend. Zweitens historisch, bezogen auf den Kontext der literarisch dargestellten städtischen Kommunikationsorte und -teilnehmerInnen. Das Ergebnis: Eine an Michail Bachtin anknüpfende, unbesehene Annahme karnevalesker Inversion würde beide Kontexte ignorieren. In Mieraus reflektierter Rekonstruktion wird städtischer Raum auf konkrete Praktiken zurückgeführt, die sowohl durch reale historische AkteurInnen einschließlich literarischer Autoren als auch durch literarische Sprechakte und gesellschaftliche Diskurse ausgeübt werden. Entsprechend dieser methodischen Sorgfalt wird hier auch nicht so etwas wie »der soziale Raum der Stadt als Ganzes« postuliert. Die Mikrogeschichte erlaubt es, so führt Mierau unter Verweis auf Levi aus, plurale und auch konfligierende Normensysteme zu erkennen, eine Gegenprobe zu machen, literarische Makroebenen – nämlich Archetypen wie das Konzept des Karnevals – sowohl zu thematisieren als auch sich davon zu lösen, Beobachtungen als Experimente und nicht bloß als Exempla zu verarbeiten. Eine Verknüpfung des literarischen Textes mit anderen literarischen und historischen (Quellen-) Texten und mit biographischen Informationen über die Autoren führt zur Erkenntnis, dass der literarische Text ein davon unterschiedenes und in diesem Fall auch abweichendes Wertesystem repräsentiert. Mieraus brillanter Beitrag, ganz auf der Höhe des in der Einleitung entworfenen Programms, erlaubt es also, einen literarischen Text als Sprechakt zu rekonstruieren. »Literarische« (fiktionale) und »historische« (faktual lesbare) Texte können so zusammengeführt und in sinnvolle Bezüge zueinander gestellt werden. Von hier aus wird auch für (mikro-) historische Studien ein methodischer Weg sichtbar, literarische beziehungsweise fiktionale Texte als Quellen in die rekonstruierende Arbeit zu integrieren.

GABRIELE JANCKE (BERLIN)